

Originalveröffentlichung in: Thomas Maissen, Global History. Neue methodische Herausforderungen an die Geschichtswissenschaft, in: Benedikt Widmaier/ Gerd Steffens (Hg.), Weltbürgertum und Kosmopolitisierung. Interdisziplinäre Perspektiven für die politische Bildung. Schwalbach 2010, S. 50-66.

Benedikt Widmaier, Gerd Steffens (Hrsg.)

Weltbürgertum und Kosmopolitisierung

Interdisziplinäre Perspektiven
für die Politische Bildung



**WOCHEN
SCHAU
WISSENSCHAFT**

Global History – Neue methodische Herausforderungen an die Geschichtswissenschaft

„Global history“ ist eine Thematik, der sich auch diejenigen Historiker schlecht verweigern können, die sich – wie der Schreiber – bisher vor allem mit der europäischen Geschichte beschäftigt haben. Insofern handelt es sich bei folgenden Überlegungen nicht um einen Werkstattbericht aus berufener Feder oder eine Einführung in die Problematik, von denen in letzter Zeit einige sehr gute erschienen sind (so Manning 2003; auf Deutsch der Reader von Conrad et al. 2007). Vielmehr wird ein Blick versucht auf neuere methodische Ansätze in der Geschichtswissenschaft und auf deren Ursachen in den aktuellen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen, die als „Globalisierung“ zu bezeichnen wir uns angewöhnt haben.

Diese Redeweise ist allerdings ein erstaunlich junges Phänomen: Das Wort „Globalisierung“ tauchte im Duden erstmals im Jahr 2000 auf, wogegen sich „globalization“ in englischen Lexika schon 1961 belegt findet. Diese Konjunktur wird bestätigt durch einen Blick auf die Wortverwendung der Neuen Zürcher Zeitung, die statistisch selbstverständlich nicht repräsentativ ist, aber interpretationswürdige Indizien liefert. Das elektronische Archiv der NZZ setzt 1993 ein und vermerkte in diesem Jahr 63 Artikel mit dem Wort „Globalisierung“. Der große Sprung erfolgte 1996, als sich die Artikelzahl gegenüber dem Vorjahr mehr als verdoppelte, auf 358. Die Kurve stieg kontinuierlich, aber zusehends flacher bis 2000/2001 mit je rund 550 Einträgen, worauf die Zahlen vorübergehend deutlich zurückgingen (2003: 330 Nennungen) und erst ab 2006 (416 Nennungen) klar anstiegen; 2007 tauchte das Wort „Globalisierung“ in 455 Artikeln auf. Interessanterweise folgen die erstaunlich großen Schwankungen im Wortgebrauch dem Konjunkturverlauf und damit dem realwirtschaftlichen Phänomen der Globalisierung selbst. Weltweit erreichten die ausländischen Direktinvestitionen im Jahr 2000 ihren Höchstwert je mit 1400 Milliarden US-Dollar; dann brachen die Werte gut erinnerlich nach dem 11. September 2001 ein. Erst 2007 übertrafen die gesamten Direktinvestitionen den Wert von 2000; sie kletterten im vergangenen Jahr auf 1500 Milliarden Dollar. (NZZ 9.1.2008: 23).

Man könnte also annehmen, dass das Wort „Globalisierung“ in der wirtschaftsnahen NZZ vorwiegend herangezogen wird, um den positiven

Wirtschaftsgang zu illustrieren. Diesbezüglich gibt es aber interessante Differenzierungen. In den Anfängen kam „Globalisierung“ tatsächlich vor allem in Artikeln des Wirtschaftsressorts vor: Sie stellten 1993 60 % (38 Stück), 1994 54 % (49) und 1995 48 % (75) der Artikel. Doch während die absolute Zahl der relevanten Artikel wie erwähnt insgesamt deutlich anstieg, nahm die relative Bedeutung des Wirtschaftsressorts rasch ab: 2001 stellte es noch 16 % (89) der „Globalisierungsartikel“, 2003 gar nur noch 12 % (38), um dann bis 2007 immerhin wieder auf 30 % (136) anzusteigen; womit die Wirtschaft wieder Ressort war, in dem Redakteure die Globalisierung am häufigsten thematisierten. Doch zwischenzeitlich sah es anders aus. 2001 stammten prozentual ebenso viele Artikel aus dem Auslandteil, nämlich 16 % (86), und gar etwas mehr, 19 % (106), aus dem Feuilleton – naturgemäß diejenigen Ressorts, in denen über allgemeine globale Entwicklungen reflektiert wird. Der Spitzenreiter von 2001 war indessen mit 28 % (156; 2003 sogar: 105 = 32 %) das Inlandressort, wozu man noch die 7% (39) im Lokalteil über Zürich hinzunehmen kann (2003: 8%, 27 Artikel).

Wie kann man diese Zahlen interpretieren? Die Aufgabe ist nicht einfach, und um zu stichhaltigen Aussagen zu kommen, müsste man umfangreicheres Datenmaterial, auch von anderen Medien, heranziehen. Auf der beschränkten Grundlage des NZZ-Sprachgebrauchs kann man die These formulieren, dass „Globalisierung“ ein Begriff ist, der in der Häufigkeit seiner Benutzung stark mit den subjektiven Erfahrungen von internationaler Vernetzung einhergeht, etwa der Ausbreitung des Internets in den 1990er Jahren. Doch zugleich ist sie sehr krisenanfällig: Der Einbruch um über ein Drittel nach 2001, dem Jahr der Terrorattacken in den USA, ist nicht zufällig: Globalisierung ist ein fragiles Unternehmen, und nach den expansiven, „fetten“ 1990er Jahren stellte sich die Frage, ob diese Entwicklung überhaupt weitergehen würde – der überproportionale Einbruch in der einschlägigen Wirtschaftsberichterstattung der NZZ ist ein deutlicher Hinweis darauf. Gleichzeitig weist die starke und zeitweise deutlich führende Stellung des Inlandressorts darauf hin, dass Globalisierung zu einem beträchtlichen Teil nicht als universales, ausländisches Thema behandelt wird, sondern als nationales, innenpolitisches. Gerade diese Elemente scheinen Globalisierung auszumachen: Die Erfahrung einer immer stärkeren Vernetzung der vertrauten lokalen, regionalen und nationalen Umgebung mit einer unvertrauten, aber doch in Sekundenbruchteilen per Internet oder in wenigen Flugstunden direkt erreichbaren Umwelt, die den ganzen Globus umfasst.

Diese Kontakte mit dem Unvertrauten und Komplexen sind riskant im doppelten Sinn des Wortes: Sie beinhalten Chancen ebenso wie Gefahren. Möglich geworden sind finanzielle Gewinne in welthistorisch nie dagewesenem

Ausmaß – der Reichtum eines Selfmademan wie Bill Gates, 50 Milliarden \$, konnte sich 2006 mit dem äthiopischen Bruttosozialprodukt von 74 Milliarden \$ durchaus messen. Es gibt sogar etliche Länder, deren Bruttosozialprodukt von Gates Vermögen übertroffen wird. Doch das Beispiel Äthiopiens ist besonders augenfällig, weil es sich um einen altehrwürdigen, bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert zurückreichenden Staat handelt, der jahrhundertlang sogar ein Kaiserreich war und heute mit seinen rund 70 Millionen Einwohnern demographisch immerhin Rang 16 auf der ganzen Welt einnimmt! Neben den individuellen Chancen eines Bill Gates beinhaltet das Risiko auch Gefahren nicht nur für Länder wie Äthiopien, denen die Liberalisierung des Welthandels bislang wenig Reichtum beschert hat. Die Schreckensbilder, die täglich massenmedial, aber auch an jedem Biertisch mit Globalisierung verbunden werden, lassen sich kaum aufzählen: enthemmter Kapitalismus von „Heuschrecken“, grenzüberschreitende Umweltverschmutzung und Ressourcenverschleiß, unkontrollierbare Völkerwanderungen, die Amerikanisierung der Lebenswelt oder der Terror, der uns überall ereilen kann.

Die Globalisierung hat zu einer zuvor unbekannten Vermischung von Menschen, Sprachen, Werten, Religionen und Lebensstilen geführt, der wir nicht ausweichen können. Auf der ganzen Welt wird Coca-Cola getrunken, und im christlichen Abendland werden Minarette zu einem alltäglichen Anblick. Die warnenden Wehklagen über „Amerikanisierung“ oder „Islamisierung“ verweisen auf die erheblichen Verunsicherungen, die aus diesen neuartigen Kulturkontakten erwachsen. Neuartig sind sie deshalb, weil sie auffallen. Seit viel mehr Menschen betroffen als früher, als etwa ein einzelner Missionar sich in Afrika niederließ; und neuartig auch, weil die Kontakte viel enger und dauerhafter sind als früher. Wir begegnen Türken nicht (nur) in den Ferien, sondern täglich im Hausflur, beim Einkaufen oder im Dönerladen (vgl. Möhring: 2007). Wirtschaftlichen Austausch über die Grenzen der Kontinente hinweg hat es schon lange gegeben. Aber erst seit den 1990er Jahren wird er als Teil eines Zusammenwachsens empfunden, bei dem die Ökonomie eine führende Rolle spielt, aber eben nicht die einzige. Ulrich Beck hat als charakteristisches Phänomen der Globalisierung die „Entterritorialisierung des Sozialen“ (Beck 1998: 22) benannt, also den Bruch mit der bisherigen Vorstellung, dass unsere sozialen Bindungen sich in einem von jeher vorgegebenen Raum ergeben: dem Territorium unseres Nationalstaats. In diesem Rahmen haben sich in den letzten zwei Jahrhunderten individuelle und kollektive Identitäten ausgebildet und damit auch diejenigen Gewissheiten, welche die alltägliche, lebensweltliche Orientierung ermöglichen; die (National-)Geschichte hat dazu wesentlich beigetragen. Man könnte sogar sehr überspitzt die These formulieren, dass der Nationalstaat selbst im Gefolge

der Französischen Revolution „erfunden“ wurde, um gegenüber einer seit dem 18. Jahrhundert spürbar voranschreitenden globalen Vernetzung und Vermischung Grenzen und damit Orientierung zu schaffen, welche weder der zusehends gesprengte lokale Rahmen noch die herkömmlichen imperialen und dynastischen Staaten erbringen konnten.

Der vorangegangene Exkurs über das Phänomen Globalisierung im Allgemeinen war angebracht, weil die Schwächung des Nationalstaats als wichtigster politischer und gesellschaftlicher Ordnung und Orientierungsform des 19. und 20. Jahrhunderts zu den Verunsicherungen und Desorientierungen geführt hat, auf welche die „global history“ reagiert. Auch wenn sich ihre Wurzeln, wie sich gleich zeigen wird, weiter zurückführen lassen, so handelt es sich doch in mancher Hinsicht um ein neuartiges historiographisches Konzept. Das bestätigt der Blick in einige jüngere Einführungen in die Geschichtswissenschaft, etwa die entsprechenden Bände von Hans-Jürge Goertz (1998) oder von Christoph Cornelißen (2000). Diese Sammelwerke vereinen Informationen zu vielen älteren oder neueren Ansätzen der Geschichtswissenschaft: Ur- und Frühgeschichte, Wirtschaftsgeschichte oder Sozialgeschichte, Landes- und Regionalgeschichte, osteuropäische Geschichte, Mentalitätengeschichte und historische Anthropologie, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Kulturgeschichte und so weiter. Grundsätzlich über Europa hinaus weist aber allein der Beitrag „Imperialgeschichte“ von Jürgen Osterhammel im Band von Cornelißen (221-232). Hinter diesem eher ungewöhnlichen Titel steckt eine Einführung in den Problembereich Kolonialismus und Imperialismus. Selbst wenn Osterhammel methodisch reflektiert auch die „Erfahrungen der Kolonisierten“ einbezieht und damit für eine „dezentrierte Sicht“ auf die Imperienbildung plädiert (230 f.), so machen doch gerade solche Formulierungen klar, wo das Zentrum ist, von dem die Kolonisation – das eigentliche Thema – ausgeht. Herkömmliche Begriffe für diese Phänomen sind „Expansion nach Übersee“, „Erschließung der neuen Welt“ oder martialischer „Eroberung der Welt“, also das Ausgreifen der überlegenen Völker Europas auf die anderen Kontinente.

Diese eurozentrische Perspektive ist umso erstaunlicher, als der Verfasser, Jürgen Osterhammel, sicher einer der Vordenker von „global history“ im aktuellen Sinn ist. Bei ihr handelt es sich folglich um ein relativ junges Phänomen, zumindest in Deutschland, aber wohl generell im nicht-englischsprachigen Raum. In Amerika dürften dagegen die Jahre um 1990 ausschlaggebend gewesen sein, als etwa das *Journal of World History* gegründet wurde, und zwar als „new forum for global history“. In Frankreich ist, interessanterweise angesichts der kolonialen Vergangenheit, „global history“ erst jüngst zu einem Thema geworden (Douki/Minard 2007). Im deutschen Sprachraum waren

erneut die Jahre um 2000 entscheidend: Im Jahr 2000 selbst fand in Aachen der 43. Deutsche Historikertag statt, und diesmal hieß das Rahmenthema Globale Geschichte. Welche Mühe die Referenten mit dieser Vorgabe noch hatten, zeigte sich darin, dass nicht einmal ein Zehntel der 53 Sektionen einen expliziten Bezug zu Regionen außerhalb der vertrauten europäisch-nordamerikanischen Welt hatte. Der offizielle Titel des Kongresses lautete „Eine Welt – eine Geschichte?“ Das Fragezeichen am Ende signalisierte, dass es gar nicht sicher ist, ob sich für eine zusammenwachsende Welt eine einzige Geschichte schreiben lässt. Die bekannte amerikanische Historikerin Natalie Zemon Davis meinte im Eröffnungsvortrag, eine globale Geschichtsschreibung müsse die Vielfalt menschlicher Lebensweisen, Interaktionen und Wissenskonzepte erforschen, ohne von der Überlegenheit des westlichen Entwicklungsmodells auszugehen. Man solle nicht eingebildeten „globalen Gesetzen“ hinterher jagen, weil sich dieser Ansatz schnell zu einer Geschichte von Herrschaft und dem Widerstand dagegen verenge. Vielmehr müssten alternative Modelle menschlichen Handelns, Denkens und Kommunizierens erforscht werden, um so einen weltweiten Dialog zu eröffnen (Davis 2000; vgl. auch Davis 2006).

Damit grenzte Davis die heutige „global history“ von der herkömmlichen „Weltgeschichte“ ab (beziehungsweise von der – nicht deckungsgleichen, aber selten begrifflich klar unterschiedenen – „Universalgeschichte“, vgl. Osterhammel 2005: 458–462). Soziale Gruppen haben schon vor Urzeiten ihre eigenen Erfahrungen in eine überlieferte oder mythisch formulierte Weltgeschichte eingeordnet. Bekannte Beispiele sind die Erzählungen des Alten Testaments für das jüdische Volk oder der griechische Begründer der Historiographie, Herodot, der die Perserkriege in die Geschichte der vorderasiatischen Hochkulturen und vor allem Ägyptens einbettete; später dann die christliche mittelalterliche Geschichtsschreibung in der Nachfolge Augustins, welche die ihr bekannten Fakten in die Heilsgeschichte zwischen Welterschöpfung und Jüngstem Gericht einfügte; ähnlich ging die islamische Historiographie vor, etwa Ibn Khaldun. Im Westen wurde diese Tradition in der Aufklärung gleichsam säkularisiert (Löwith 1979) zu einer Menschheitsgeschichte als regelhafte, stufenweise Entwicklung der Sitten (Voltaire) oder der Wirtschaftsformen (Adam Smith). Dabei wurde ein Fortschritt von primitiven zu zivilisierten Verhältnissen vorausgesetzt und nachgezeichnet (Condorcets *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* 1795), häufig mit einem säkularen Paradies als zukünftigem Ziel, einem Friedensreich der Vernunft. Voraussetzung für diese säkularen Teleologien war – neben einer immer umfassender aufgearbeiteten Überlieferung – ethnographisches Material aus Europa und Übersee, das die Unterschiede zwischen sogenannten

primitiven und zivilisierten Völkern illustrierte: zwischen amerikanischen Indianern und europäischen Siedlern ebenso wie zwischen schottischen Highlanders und Londoner Kaufleuten. Von diesen „Naturvölkern“ wurden die asiatischen Großreiche in China oder Japan klar unterschieden, die im 18. Jahrhundert in mancher zivilisatorischen Hinsicht noch durchaus als gleichwertig angesehen und in ihrer Eigenart erfasst wurden (Montesquieu, Gibbon, Herder, August Ludwig Schlözer).

Das 19. Jahrhundert erlebte dann den Triumphzug der nationalen Geschichtsschreibung, die ethnisch und rechtlich homogen(isiert)e Bevölkerungen in geschlossenen Territorien thematisierte bzw. konstruierte, womit die Weltgeschichte stark an Bedeutung verlor. Eine weltgeschichtliche Perspektive blieb vor allem in zwei Bereichen erhalten: zum einen bei der – soziologisch und vor allem marxistisch geprägten – Untersuchung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ausbildung der modernen Industriegesellschaft, zum anderen bei der hierarchischen Einordnung der jeweiligen Nationalgeschichten in eine Entwicklungsgeschichte der sogenannten „westlichen Zivilisation“ mit den bis heute aus dem Schulunterricht bekannten Elementen Vorderer Orient, Griechenland, Rom, christliches Mittelalter, Renaissance, Staatsbildung und Überseeexpansion bis hin zur Bildung von Imperien. Während das hegelianische und marxistische Geschichtsbild ebenfalls eher willkürlich definierte dialektische Entwicklungen in eine determinierte Universalgeschichte einbaute, wurden in solchen Epochenfolgen mit einem ursprünglich geistesgeschichtlichen Ansatz einzelne Kulturen additiv aneinandergefügt, so dass die nationale Gegenwart jeweils die Krone der Menschheitsgeschichte erhielt. Gleichsam eurozentrisch geläutert, prägt diese Struktur auch ohne explizite Teleologie noch die enzyklopädische Totalbeschreibung der Geschichte, wie sie etwa in Form der Propyläen- oder Fischer-Weltgeschichte manches deutsche Buchregal schmückt.

Zu den auf Westeuropa und die USA hinführenden Meistererzählungen gehört auch die Modernisierungstheorie, die nach den historischen Voraussetzungen von Kapitalismus und Demokratie als Grundpfeilern der Moderne sucht. Diese Problematik geht vor allem auf Max Weber zurück, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch seine idealtypisch vergleichende Vorgehensweise den Blick wieder stärker für die Eigentümlichkeit außereuropäischer Völker und vor allem ihrer Religionen öffnete. Allerdings erfolgten diese Vergleiche nicht, um den außereuropäischen Zivilisationen als solchen gerecht zu werden, sondern um die Unterschiede zu Europa hervorzuheben und damit die Gründe, weshalb der Westen zuerst und allein die Moderne entwickelte. Arnold Toynbee betrachtete in der Mitte des 20. Jahrhunderts dagegen Aufstieg und Niedergang der Großkulturen in einer Zusammenschau, womit die Bedeutung

Europas relativiert wurde. Das gilt auch für noch stärker geschichtsphilosophisch geprägte Deutungen des Weltverlaufs, etwa Karl Jaspers' Modell der Schwellenzeiten. Gleichwohl blieb auch bei Toynbee und Jaspers, ebenso wie in der wichtigen wirtschaftsgeschichtlichen Tradition, die von Fernand Braudel und der von ihm geprägten Phase der französischen Annales-Schule bis beispielsweise zu David Landes (1998) reicht, die Frage nach *The Rise of the West* zentral. So taufte William H. McNeill 1963 sein ebenfalls wirkmächtiges Werk, in dem er nicht von Nationen, sondern im Gefolge Toynbees von einer umfassenden europäischen Zivilisation ausging.

Wie also war der europäische Sonderweg, die Überlegenheit des Westens zu erklären, ohne dass man im Sinn der Aufklärung einen zivilisatorischen Vorsprung voraussetzte? Der Blick richtete sich damit auf die große Akkumulation von Ressourcen, auf die Entwicklung von Massenproduktion und neuen Technologien sowie auf aggressive Ideologien, dank denen die Europäer seit Kolumbus und endgültig im 19. Jahrhundert die ganze Welt unterwarfen. Immanuel Wallerstein hat seit den 1970er Jahren in seinem dreibändigen Werk *The Modern World System* die Aufteilung der Welt in Zentrums- und Peripherieregionen als Voraussetzung einer wirtschaftlich-arbeitsteiligen Dynamik beschrieben, die gerade aus solchen Asymmetrien erwuchs. Jüngst hat Kenneth Pomeranz festgehalten, dass China und England um 1750 vergleichbare wirtschaftliche Voraussetzungen hatten, England dann aber dank „zufälligen“, zentrumsnahen Kohlereserven und dem wirtschaftlichen Austausch mit Nordamerika der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft gelang (Pomeranz 2000).

Anders als Marx und Weber, die Urväter der Modernisierungstheorien, erkennen manche heutige Forscher hinter den Entwicklungen selbst in weit von einander entfernten Weltteilen bis zum 18. Jahrhundert zusehends „a world of surprising resemblances“ (O'Brien 2006: 69). Auch damit grenzt sich „global history“ von den skizzierten teleologischen – nationalstaatlichen wie eurozentrischen – Traditionen bewusst, wenn auch nicht unbedingt kategorisch ab. Es geht ihr nicht um die umfassende Beschreibung dessen, was auf der Welt bisher passierte, auch nicht um die große Meistererzählung, wie die Moderne entstanden ist und früher oder später die ganze Menschheit ereilen wird, sobald jeweils die einzelnen Gesellschaften dafür „reif“ sind. Anstelle eines letztlich einheitlichen Modernisierungsprozesses steht die „doppelte Hypothese der Heterogenität der Gesellschaften und der Pluralität des Werdens“ (David 2007: 13). Die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, eine bekannte historiographische Metapher, wird nicht mehr als Rückständigkeit interpretiert, die früher oder später aufgeholt werden muss und wird, sondern als konstitutive Elemente ein und derselben Welt: Tribalstrukturen hier,

der unpersönliche Beamtenstaat dort. Dass die globale Zukunft für alle so aussehen wird wie die europäische Fortschreibung einer späten Industriegesellschaft, wird von Autoren wie Dipesh Chakrabarty stark bezweifelt; in der globalisierten Kommunikationsgesellschaft werden alle Akteure zusammen eine Weltgesellschaft ausbilden, die aus anderem besteht als aus einem Nachholprozess der „Unterentwickelten“ (Chakrabarty 2000). Die herkömmliche wirtschaftsgeschichtlich geprägte Langzeitperspektive auf die Ausdehnung des Kapitalismus soll also durch einen „polyzentrischen Perspektivenwechsel“ (Popp 2003: 92 f.) abgelöst werden, der Europa insofern „provinzialisiert“ (Chakrabarty), als er nicht mehr von einem europäischen Vorpreschen und außereuropäischen Nachholen ausgeht, sondern das Miteinander verschiedener Weltreligionen untersucht, die jeweils unabdingbare Beiträge zum Globalisierungsprozess beziehungsweise zu einer facettenreichen, nicht auf den okzidentalen Rationalismus enggeführten Moderne geleistet haben und leisten. Im Jahr 2000 hat Shmuel Eisenstadt für solche Phänomene die Wendung „multiple modernities“ geprägt.

Stärker als solche – durch den „postcolonialism“ gleichsam geläuterte – neue Makroerzählungen haben vorerst allerdings sozial- und kulturgeschichtliche Fallstudien über – manchmal durchaus auch langfristige – Austauschprozesse zwischen Zivilisationen die Anfänge der „global history“ geprägt. Stichworte, ja fast schon Zauberworte für deren Themen sind – häufig asymmetrische, hierarchiebestimmte – Interaktion und Interdependenz, Fernwirkungen und großräumige Grenzüberschreitungen, internationale und interkulturelle Beziehungen, Verknüpfungen (Subrahmanyam 1995: „connected histories“), Verflechtungen (Conrad/Randeria 2001: „entangled histories“), Netzwerke, transnationale Gemeinsamkeiten, Kommunikation, Medien, Transport und Handel, Wissens- und Kulturtransfer (Michel Espagne), Krieg, Expansion und Kolonialismus, Mission und religiöser Synkretismus, Migrationen (von Menschen, aber auch beispielsweise von Vieh und Krankheiten), Assimilation, Akkulturation und Mischung (Hybridität, Mestizentum, Kreolisierung); aber auch Widerstand oder Transformation.

Die angestrebte Abwertung der nationalstaatlichen Perspektive führt nicht nur zu einem geschärften Blick auf geographische Großräume, sondern verhilft auch kleineren Einheiten, wie etwa den Regionen, zu neuer Beachtung, wenn sie als Akteure globaler Beziehungen auftauchen. So hat man differenziert, dass die Besiedlung Lateinamerikas nicht das Werk *der* Spanier war: Ausgewandert sind die Siedler aus dem Teilkönigreich Kastilien, während die Aragonesen und Katalanen auf das Mittelmeer ausgerichtet blieben und sich von Amerika fernhielten (Zuniga 2007: 66 f.). Für die Geschichte der europäischen Expansion bedeutet dieser Ansatz außerdem auch, dass diese nicht auf den

Gegensatz von vorstoßenden Europäern und friedlich oder gewaltsam integrierten Außereuropäern reduziert wird, sondern die vorhandenen Strukturen und Netzwerke als Voraussetzung der raschen Unterwerfung (Mexiko) oder ökonomischen Erschließung (Asien) angesehen werden (vgl. Flüchter/Jucker 2007; Bertrand 2007).

Selbst wenn spezifische Themen, die unter solchen Maßgaben untersucht werden, der Mikrohistorie angehören können, sprengen sie den regionalen, nationalen und kontinentalen Rahmen und sind damit nicht zusammenhangloses Stückwerk, sondern beziehen sich durch globale Verknüpfungen, Austauschbeziehungen oder Vergleiche immer auch auf die Makroebene (Subrahmanyam 1995, 2007). Das gilt für viele zentrale Lebenssphären, die sich von jeher in Kategorien erfassen ließen, die nicht oder jedenfalls nicht nur lokal oder national waren. Gleichwohl haben Formulierungen wie „deutsche Arbeit“ (Conrad 2006) oder „deutscher Tod“ die *conditio humana* lange in verfälschender Weise auf nationale Parameter reduziert. Die Abkehr von solchen, auch in der jüngeren Mentalitätsgeschichte durchaus verbreiteten Zuordnungen entspricht aktuellen Alltagserfahrungen, die es erschweren, zum Beispiel heutige Essgewohnheiten weiterhin unter dem Sammelbegriff „deutsche Küche“ oder das Fortpflanzungsverhalten als „deutsche Ehe“ zusammenzufassen. In Praxis und Theorie waren solche Zuschreibungen ihrerseits historisch gesehen relativ späte Produkte der Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert.

Die Untersuchung von grundlegenden anthropologischen Erfahrungen wie Arbeit, Nahrung oder Familienbeziehungen auch im Mikrobereich erklärt die Nähe der „global history“ zur Ethnologie: Geertz' „dichte Beschreibung“ bleibt ein Postulat für die Annäherung an fremde Kulturen (Geertz 1987). Auf der Makroebene bietet etwa die biologische Evolutionstheorie Anknüpfungspunkte für „global history“, ebenso andere Naturwissenschaften wie Geographie, Geologie, Physik, Chemie oder gar die Astronomie, wenn es um die „longue durée“ der Menschheitsentwicklung und ihrer Bedingungen geht. Das kann kollektive Anpassungsbemühungen etwa an sich wandelnde klimatische Bedingungen betreffen, also den Bereich der Umweltgeschichte, aber auch die „Evolution von Symbolsystemen“ jenseits der Schrift, etwa in Gesang und Tanz (McNeill 2003: 24). Auf menschliche Kollektive bezogen fragt sich der Evolutionstheoretiker, wie diese auf geographisch-demographische Herausforderungen reagierten (analog zur Biologie etwa durch Anpassung oder Isolation), wobei sie in gegenseitiger Konkurrenz (Biologie: Selektion, Wettkampf der Arten) gesellschaftliche oder technologische Innovationen (Biologie: Mutation) produzieren mussten, um sich erhalten zu können (vgl.

Hausberger 2007: 16). Brücken lassen sich von hier auch zum Evolutionsgedanken in Niklas Luhmanns soziologischer Systemtheorie schlagen.

Auch bei einem breiteren Publikum hat der Physiologe Jared Diamond (1998) mit seiner Verbindung von Geographie, Anthropologie, Geschichte und Evolutionsbiologie zur Erklärung der Weltgeschichte großen Anklang gefunden. Nach ihm haben nicht unterschiedliche Eigenschaften der menschlichen Populationen, sondern biogeographische Differenzen in ihren Ressourcen die Armut und den Reichtum beziehungsweise Aufstieg und Niedergang menschlicher Zivilisationen entscheidend beeinflusst. Die im Prinzip zufällige Tatsache, dass es in Eurasien nach der letzten Eiszeit zahlreiche großsamige Wildgräser (als Voraussetzung für Getreide) und vor allem domestizierbare Wildtiere gab, erwies sich für diese Region und die davon beeinflussten Gebiete, namentlich Europa, als entscheidender „Wettbewerbsvorteil“. Durch Agrarwirtschaft und Viehzucht wurden Arbeitskräfte frei, die sich anderen, spezielleren Aufgaben widmen konnten, etwa dem Umgang mit Feuer und dann der Produktion von Stahl und Waffen oder hochseetauglichen Schiffen.

Dies alles machte die militärische Überlegenheit der Europäer ab 1492 aus, die zudem auch eine „biologische Waffe“ hatten: Diejenigen Bakterien und Viren, welche Pocken, Masern, Grippe, Typhus und andere Seuchen hervorrufen, waren ursprünglich Krankheitserreger der Haustiere, mit denen die Europäer zusammenlebten. Deshalb erlangten sie eine gewisse Immunität, während die Bewohner anderer Kontinente, namentlich Amerikas, zu 90 % von diesen Krankheiten dahingerafft wurden (Diamond 1998). An die Überlegungen von Guns, Germs and Steel knüpfte Diamond in Kollaps an, worin er den Untergang von Zivilisationen auf verschiedene Parameter zurückführte: insbesondere anthropogene Umweltschäden (Rodung, Bodenversalzung, Überjagung), Klimaveränderungen, die Konkurrenz zu feindlichen Nachbarn und befreundeten Handelspartnern und zuletzt die menschliche Gestaltungskraft in einer Kultur, die vor solchen Herausforderungen steht (Diamond 2005).

„Global history“ tritt also mit einem Programm an, das Anschlussmöglichkeiten zur ganzen Palette der Wissenschaften bietet und sucht, um Fragen der Mikro- und der Makrosphäre prinzipiell zu verbinden. So attraktiv dieses breite Spektrum „global history“ macht, es sollen hier doch auch drei problematische Bereiche benannt werden.

1. Die Periodisierung der „global history“, ja ihr Einsetzen ist je nach Arbeitsdefinition höchst unterschiedlich (vgl. auch Hausberger 2007: 24-29). Aktuelle Angebote sind etwa die folgenden:

- erst seit der Nachkriegszeit (50er/70er Jahre oder nach 1989), also parallel zur jetzt erfahrenen Globalisierung (Mazlish/Iriye 2006: 19);
- seit der Globalisierung des Staatensystems durch das aktive Eingreifen außereuropäischer Mächte (Japan) in die „Weltpolitik“, also um 1900;
- seit dem Zeitalter von Imperialismus und Hochkapitalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit globalen Märkten und Institutionen, Kommunikations- und Verkehrstechnologien (Osterhammel 2005: 460; Torp 2004);
- um 1780, vor Beginn des revolutionären Zeitalters (Bayly 2006), als ein relativ stabiles innen- und außenpolitisches Gleichgewicht es den Briten und anderen Europäern erlaubte, die interkontinentalen Austauschbeziehungen zu intensivieren, was aber nur in Wechselbeziehung mit vielen Phänomenen anderswo möglich war, wozu etwa eine allgemeine „Revolution des Fleisses“ gehörte;
- seit der Entdeckung Amerikas 1492 (Braudel, Wallerstein);
- seit den hochmittelalterlichen Austauschbeziehungen, wie sie etwa durch das Mongolenreich oder im Indischen Ozean entstanden (Rothermund/Weigelin 2004; Flüchter/Jucker 2007);
- seit der Zeit um das Jahr 1000, als die Besiedlung der Erde durch den *homo sapiens* in Neufundland zu Ende ging und diese auf die Welt verteilten Gruppen in eine Phase der Konvergenz übergingen (Northrup 2005);
- seit den Anfängen der Menschheit, deren allmähliche Besiedlung der Kontinente ja durchaus ein Globalisierungsphänomen darstellt.

Solche Periodisierungsfragen sind eine beliebte Beschäftigung von Historikern, und man darf die Differenzen zwischen den völlig unterschiedlichen Ansätzen auch nicht überbewerten. Aber die Epochendefinitionen verweisen doch auf die Möglichkeiten und Grenzen von Erklärungen der „global history“, die Jürgen Osterhammel definiert als „Suche nach Beginn und früher Entwicklung des heute durch Globalisierung gestifteten Weltzusammenhangs“ (Osterhammel 2005: 460). Wenn man – nicht ganz unteleologisch – so argumentiert, dann reden wir doch von relativ jungen Phänomenen. Migrationen von Individuen und Gruppen hat es immer gegeben, doch viele haben keine Spuren hinterlassen; möglicherweise kann hier mit archäologischen Funden noch mehr geleistet werden. Doch „Interaktionsgeschichte innerhalb weltumspannender Systeme“ (Osterhammel 2005: 460) beziehungsweise die „Verdichtung von Systemzusammenhängen“ (Popp 2002) – beides Makrophänomene – gibt es erst seit kurzem. Die Geschichte ist über Jahrtausende hinweg ein Nebeneinander von selbstbezogenen Ignoranten (der anderen) gewesen. Das muss bei allem Enthusiasmus für Phänomene der Grenzüberschreitung, der

Begegnungen und des Transfers mitreflektiert werden. „Global history“ ist insofern in der Frühphase mindestens bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Elitenphänomen (was die Quellenlage betrifft) oder ein Randphänomen (quantitativ). Gewiss sind Auswanderer aus allen Schichten nach Latein- und später Nordamerika gelangt und dort in Kontakt mit Einheimischen gekommen. Doch bald wurden sie Grundbesitzer und Bauern in der Neuen Welt, wie es Grundbesitzer und Bauern in ihrer Alten Welt gab, aber mangels Kommunikationsmöglichkeiten ohne Bezug zu diesen. Die Interaktion war nur für wenige Verwaltungsbeamte, Fernhändler, Gelehrte oder Geistliche möglich und nützlich.

2. Die erwähnten Kategorien wie Transfer, Transgression, Transnationalität, Translokaliät und Transkulturalität beziehen sich offensichtlich auf etwas, das sie zugleich im Anspruch überwinden wollen. Kann es ohne Nation transnationale Prozesse geben? Die eine, bescheidene Antwort auf diese Problematik besteht darin, dass „global history“ nicht die anderen, bisherigen historiographischen Ansätze und Methoden ablösen, sondern sie nur ergänzen will. Die andere Antwort will aber darüber hinausgehen und etwa die Nation als eine westliche Konstruktion entlarven, um auf diesem Weg zu einer Globalgeschichte zu gelangen, in der sich tatsächlich auch alle Einwohner des Globus wiedererkennen. Nation und Territorium sollen also nicht nur, da allzu hermetisch, transgrediert, überschritten, sondern als Kategorien überwunden werden. Das bewahrt aber nicht davor, Einheiten zu definieren, die in Beziehung zueinander treten, also „area“ statt „territory“ oder „Zivilisation“ statt „Nation“, vielleicht auch „Religion“ statt „Konfession/Ideologie“.

Bei der Suche nach nicht national konstruierten historischen Phänomenen muss man sich aber die Gefahr eines neuen Essenzialismus vor Augen halten: Es muss klar bleiben, dass auch die neu gewählten Begriffe gleichermaßen Konstruktionen sind, die für manche Fragestellungen vielleicht bessere Voraussetzungen liefern, aber in anderer Hinsicht Kritik verdienen (so Osterhammel 2005: 468-471 zu „Zivilisation“). Einerseits subsumiert etwa die „europäische Zivilisation“ eine enorme, widersprüchliche Vielfalt mit äußerst unscharfen Grenzen. Andererseits lassen sich diese konzeptionellen Schranken selbst nicht abschaffen, ob man nun „Nation“ oder „Zivilisation“ wählt. Tatsächlich wird es für die historische Narration kaum möglich sein, „auf eindeutige räumliche Ordnungskategorien und damit auf eine Form der Begrenzung zu verzichten“ (Hausberger 2007: 32).

Man kann sich deshalb fragen, ob statt der vielen „trans-“ nicht Perspektivenvielfalt und Perspektivenwechsel zwischen nicht nur zwei, sondern meh-

renen (nationalen und anderen) Kollektiven das wichtigste Postulat darstellt, etwa im Sinn der „histoire croisée“ (Werner/Zimmermann 2002 bzw. 2006). Dadurch können die Gefahren sowohl der internalistischen – die eigene Leistung verabsolutierenden – wie der externalistischen – alles auf fremde Einflüsse zurückführenden – Geschichtsschreibung überwunden werden, ohne dass auf Kategorien wie etwa die Nation programmatisch verzichtet werden müsste (Bertrand 2007: 70-73).

3. „Global history“, die auch für diesen Text gewählte Terminologie, verweist auf ein weiteres, sprachliches Problem. Zum einen ist es unvermeidlich, dass das Gespräch über globale Phänomene in einer gemeinsamen Sprache erfolgt, und ebenso unvermeidlich ist dies das Englische. Dass es eine solche *lingua franca* (oder vielmehr *anglica*) heutzutage gibt, ist selbst ein Produkt der Globalisierung und stellt zweifellos auch einen großen Gewinn für die wissenschaftliche Kommunikation dar. Doch Sprache ist mehr als ein neutrales Mittel der Verständigung; sie transportiert kulturelle Hintergründe und Denkgewohnheiten, in der Historiographie beispielsweise auch landesspezifische Lektürekansons und Leseerfahrungen. Insofern ist die Frage sicher nicht zu vernachlässigen, ob „global history“ nicht in gewisser Hinsicht einen neuen Kolonialismus mit sich bringt – also eine nicht mehr eurozentrische oder auf den Westen fokussierte Weltgeschichte, aber eine, die weiterhin an europäischen und vor allem nordamerikanischen Universitäten betrieben wird, wo Forscher aus allen Ländern unter ganz spezifischen, kulturell bedingten Voraussetzungen und – auch in Bezug auf „global history“ – mit einem eigentümlichen Wissenschaftsverständnis zusammenkommen. Letztlich ist das unvermeidlich und im Vergleich zu früheren nationalen Abschottungen gewiss auch ein Fortschritt. Aber es stimmt doch nachdenklich, wenn der Herausgeber des *Journal of Global History* eingesteht, dass die Zeitschrift nur selten Beiträge von Autoren aus der südlichen Hemisphäre erhält und dass diese zumeist enttäuschend seien (Clarence-Smith 2007: 128 f.). Was „global history“ ist und wer sie zu leisten vermag, wird weiterhin nach westlichen Standards bemessen.

Abschließend gilt es noch die Frage anzusprechen, welche die hier gesammelten Aufsätze zusammenbringt: Spielen in der Geschichtswissenschaft die Begriffe „Weltbürgertum/Kosmopolitismus“ eine Rolle? Wenn die Antwort auf die Frage mit dem Vorbehalt, dass hier kein Spezialist schreibt, vorsichtig negativ ausfällt, dann dürfte der Grund dafür klar sein. Weltbürgertum ist im Moment vor allem eine normative Forderung, wie sie etwa von Ulrich Beck formuliert wurde (Beck 1998: 2004). Weltbürgertum ist also, wenn man

von selbsternannten Kosmopoliten absieht, noch keine historische Realität, der sich die Geschichtswissenschaften widmen könnten. Es ist allerdings denkbar, dass der Weltbürger das Ziel oder gar Ergebnis dessen sein wird, was im Rahmen von „global history“ diskutiert wird. Der öffentliche Geschichtsunterricht ist ja historisch gesehen eine „Erfindung“, die in Europa seit dem 18. Jahrhundert das „nation building“ bezweckte (Popp 2002). Dass Bayern und Preußen im Schicksalsverband „Deutschland“ zusammengehörten, haben die Häschen in der Schule gelernt, und Hans hat es nimmermehr vergessen – als gehorsamer Untertan, als braver Steuerzahler, als patriotischer Soldat. Die nationale Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts hat gerade im Hinblick auf den Schulunterricht Dinge in einer Meistererzählung zusammengebracht, die in der Vormoderne unvereinbar schienen: Katholizismus, Luthertum und Calvinismus; die Tradition von weltlichen Fürsten, Prälaten und Reichsstädten; Klein- und Großdeutsche; napoleonisches Erbe am Rhein, hanseatische Anglophilie, süddeutschen Jesuitenbarock und ostelbisches Junkertum; und so weiter.

Ein kollektives Gedächtnis, das gemeinsame Erinnern an deutsche Helden von Arminius bis Friedrich dem Großen setzte aber nicht nur voraus, dass eine Nationalgeschichte konstruiert wurde, sondern auch, dass die vielen Lokal- und Regionalgeschichten ihren Platz darin finden konnten. Institutionell geschah dies durch deren Pflege in Geschichtsvereinen mit eigenen Publikationsorganen, welche in einem rasch zusammenwachsenden deutschen Kommunikationsraum über die früheren territorialen, konfessionellen, politischen Grenzen hinweg rezipiert wurden und so Verständnis, Vertrautheit für das eben noch Unbekannte, ja Bedrohliche in anderen deutschen Staaten vermittelten. Das kann auch eine Antwort sein auf die eingangs geschilderte Verunsicherung in einer Zeit der Globalisierung: Eine Vertrautheit mit den unmittelbar angrenzenden Nachbarn, aber auch mit weit entfernt liegenden Völkern und sozialen Gruppen kann entstehen, indem wir ihre Geschichte erfahren, Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Querverbindungen erkennen, sie als geschichtsprägende Subjekte anerkennen. Der andere, mit dem wir die Vergangenheit teilen, wird einer von uns. Insofern ist „global history“ nicht die Geschichte des Weltbürgers – aber dessen Voraussetzung.

Literatur

- Bayly, Christopher A. (2006): Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780-1914, Frankfurt am Main.
- Beck, Ulrich (1998): Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich? Eine Einleitung, in: ders. (Hrsg.): Politik der Globalisierung, Frankfurt am Main, S. 7-66.
- Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick, Frankfurt am Main.
- Bertrand, Romain (2007): Rencontres impériales. L'histoire connectée et les relations euro-asiatiques, in: Revue d'histoire moderne et Contemporaine 54, S. 69-89.
- Budde, Gunilla/Conrad, Sebastian/Janz, Oliver (Hrsg.) (2006): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton.
- Clarence-Smith, William (2007): Entretien avec William Clarence-Smith, éditeur de la revue „Journal of Global History“, propos recueillis par Thomas David, in: David u.a. (Hrsg.): Globalgeschichte/Histoire globale/Global History, S. 123-130.
- Conrad, Sebastian (2006): Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hrsg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main, S. 9-49.
- Conrad, Sebastian/Eckert, Andreas/Freitag, Ulrike (Hrsg.) (2007): Globalgeschichte, Theorien, Ansätze, Themen, Bd. 1, Frankfurt am Main.
- Cornelißen, Christoph (Hrsg.) (2000): Geschichtswissenschaften, Eine Einführung, Frankfurt am Main.
- David, Jérôme/David, Thomas/Lüthy, Barbara (2007) (Hrsg.): Orte der Globalgeschichte. Erbe, Anspruch und Gefahr, in: dies. (Hrsg.): Globalgeschichte/Histoire globale/Global History, S. 13-18.
- Davis, Natalie Zemon (2000): Discussant's Comment on „Cultural Encounters between the Continents over the Centuries“, in: Nineteenth International Congress of Historical Sciences (Hrsg.), Proceedings, Oslo, S. 46-47.
- Davis, Natalie Zemo (2006): What is Universal about History?, in: Budde u.a. (Hrsg.): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen, S. 15-20.
- Diamond, Jared (1998): Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften, Frankfurt am Main.
- Diamond, Jared (2005): Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen, Frankfurt am Main.
- Douki, Caroline/Minard, Philippe (2007): Histoire globale, histoires connectées: un changement d'échelle historiographique? Introduction, in: Revue d'histoire moderne et Contemporaine 54, S. 7-22.

- Eisenstadt, Shmuel Noah (2000) : Multiple modernities, in: *Daedalus* 129, S. 1-29.
- Eisenstadt, Shmuel Noah (2000): Die Vielfalt der Moderne (Heidelberger Max Weber Vorlesungen), Weilerswist.
- Flüchter, Antje/Jucker, Michael (2007): Wie globalisiert war die Vormoderne? Ein Plädoyer für einen neuen Blick in den asiatischen Raum, in: *Traverse*, S. 97-111.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main.
- Goertz, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1998): Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbeck.
- Hausberger, Bernd (2007): Wann und wo passiert Globalgeschichte?, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte*, S. 11-36.
- Hopkins, A.G. (Hrsg.) (2002): *Globalization in World History*, Cambridge.
- Jahr, Christoph (2000): Geschichte global. Der Deutsche Historikertag in Aachen, in: *Neue Zürcher Zeitung* 2, S. 28.
- Landes, David S. (1998): *The Wealth and Poverty of Nations. Why Some Are So Rich and Some So Poor*, London.
- Löwith, Karl (1979): *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*, 7. Aufl., Stuttgart.
- Manning, Patrick (2003): *Navigating World History. Historians Create a Global Past*, New York.
- Mazlish, Bruce/Iriye, Akira (2005): *The Global History Reader*, New York.
- McNeill, William H. (1963): *The Rise of the West. A History of Human Community*, Chicago.
- McNeill, William. H. (2003): Unvertraute Perspektiven. Zur Annäherung von evolutionstheoretischen Wissenschaften und Geschichtswissenschaft, in: Popp, Susanne/Forster, Johanna (Hrsg.): *Curriculum Weltgeschichte. Globale Zugänge für den Geschichtsunterricht*, Schwalbach/Ts., S. 17-34.
- Middell, Matthias (2006): Welt- und Globalgeschichte in Europa, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 31, S. 4-109.
- Middell, Matthias (Hrsg.) (1994): *Weltsystem und Globalgeschichte*, Leipzig.
- Möhring, Maren (2007): TransLokal. Ausländische Gaststätten in der Bundesrepublik Deutschland, in: David u.a. (Hrsg.): *Globalgeschichte/Histoire globale/Global History*, S. 85-96.
- Northrup, David (2005): Globalization and the Great Convergence. Rethinking World History in the Long Term, in: *Journal of World History*, S. 249-267.
- O'Brien, Patrick Karl (2006): The Divergence Debate. Europe and China 1368-1846, in: Budde, Gunilla/Conrad, Sebastian/Janz, Oliver (Hrsg.): *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen, S. 68-82.
- Osterhammel, Jürgen (2001): *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen.
- Osterhammel, Jürgen (2005): „Weltgeschichte“. Ein Propädeutikum, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 56, S. 452-479.
- Osterhammel, Jürgen (2006): Imperien, in: Budde u.a. (Hrsg.): *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen, S. 56-67.

- Osterhammel, Jürgen/Peterson, Niels P. (2006): *Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen*, München.
- Pernau, Margrit (2005): *Global history - Wegbereiter für einen neuen Kolonialismus?*, in: <http://geschichte-transnational.clio-online.net/forum/>.
- Pomeranz, Kenneth (2000): *The Great Divergence. China, Europe and the Making of the Modern World Economy*, Princeton.
- Popp, Susanne (2002): *Geschichtsunterricht jenseits der Nationalhistorie? Überlegungen zum Geschichtsunterricht im Zeitalter der Globalisierung*, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik* 1/2002, S. 100-122.
- Popp, Susanne (2002): *Ein „global orientiertes Geschichtsbewusstsein“ als zukünftige Herausforderung der Geschichtsdidaktik?*, in: *sowi-online-journal* (www.sowi-online.de).
- Popp, Susanne, Forster/Johanna (Hrsg.) (2003): *Curriculum Weltgeschichte. Globale Zugänge für den Geschichtsunterricht*, Schwalbach/Ts.
- Rothermund, Dietmar/Weigelin-Schwierzik, Susanne (2004): *Der Indische Ozean. Das afro-asiatische Mittelmeer als Kultur- und Wirtschaftsraum*, Wien.
- Schäbler, Birgit (Hrsg.) (2007): *Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte*, Wien.
- Subrahmanyam, Sanjay (2005): *Connected Histories. Notes toward a Reconfiguration of Early Modern Eurasia*, in: *Modern Asian Studies* 31, S. 735-762.
- Subrahmanyam, Sanjay (2007) : *Par-delà l'incommensurabilité: pour une histoire connectée des empires aux temps modernes*, in: *Revue d'histoire moderne et Contemporaine* 54, S. 34-53.
- Torp, Cornelius (2004): *Weltwirtschaft vor dem Weltkrieg. Die erste Welle ökonomischer Globalisierung vor 1914*, in: *Historische Zeitschrift* 279, S. 561-609.
- Wallerstein, Immanuel (1974/1980/1989): *The Modern World System*, Bd. 1-3, New York/London.
- Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte (2002): *Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire Croisée und die Herausforderung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28, S. 607-636.
- Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte (2006): *Beyond Comparison. Histoire Croisée and the Challenge of Reflexivity*, in: *History and Theory* 45, S. 30-50.
- Zuniga, Jean-Paul (2007): *L'Histoire impériale à l'heure de l'„histoire globale“*. *Une perspective atlantique*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 54, S. 54-68.